Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1975)

Heft: 9-10

Artikel: Graubünden im Spiegel seiner Geschichte

Autor: Padrutt, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-398178

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II. Graubünden im Spiegel seiner Geschichte

Christian Padrutt †

Die folgende Arbeit entwarf Christian Padrutt zwei Wochen vor seinem Tode als Einführung für den in Arbeit stehenden Text- und Bilderband «Das Rätische Museum, ein Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte».

Prägende Natur

Die Landschaft formt den Menschen: Die Notwendigkeit gemeinsamen Kampfes gegen die Unbill der Natur und das Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Nutzung der Gaben der Natur schafft in den Menschen desselben natürlichen Raumes übereinstimmendes Denken und Handeln, prägt gleiche Charakterzüge aus und fügt sie durch verbindendes Schicksal zur Gemeinschaft. Die Gemeinsamkeit der Existenzbedingungen wirkt sich auf Kultur, Wirtschaft und Politik aus.

Nirgendwo zeigt sich dieses faszinierende Wechselspiel zwischen Natur und Mensch einprägsamer als in jenem inneralpinen Raum, der in römischer Zeit als «Rätia», im Mittelalter als «Churrätien», in der Neuzeit als «Freistaat Gemeiner Drei Bünde» und in der Gegenwart als «Graubünden» umschrieben wird. Die Wandlungen in der Bezeichnung deuten die wechselvolle Entwicklung der Bünde aus grauer Vorzeit an.

Den natürlichen Rahmen für die kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung setzten Berge und Täler, Wetter und Wasser, Fauna und Flora. In Bünden verbinden sich Westalpen und Ostalpen, woraus die beeindruckenden Gegensätzlichkeiten wachsen, einerseits hochgelegene Längstäler, anderseits tiefe Quertäler, im Norden wie im Süden Milde, im Westen und Osten Kälte. Aufgeschlossenheit und Abgeschlossenheit zugleich kennzeichnen die rätischen Alpen mit ihrer mannigfachen Gliederung, aus der sich die vier europäischen Ströme Rhein, Po, Etsch und Donau entwickeln; der Raum entwässert sich nach der Nordsee, dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer. Auf wenig mehr als 7000 Quadratkilometern ballen sich geologische Formationen in überwältigender Fülle: Granit und Gneis im Bündner Oberland, im Rheinwald, Oberengadin, Flüela, Silvretta und Bergell;

Kalk und Dolomit um Splügen und im Rätikon sowie im Unterengadin; Bündnerschiefer im Vorderrheintal vom Lukmanier bis zum Rätikon. Die imposanten Gipfel streben bis auf 4000 Meter, die Täler senken sich vom Engadin von über 1800 Meter bis auf 285 Meter im Misox im Süden und auf 516 Meter im Rheintal im Norden. Die Hälfte des bündnerischen Territoriums liegt auf über 2100 Meter, weshalb der Mehrteil der Niederschläge als Schnee fällt; der Winter ist hart und lang, der Sommer kurz und lau. Doch die klimatischen Unterschiede sind im Land der 150 Täler eindrucksvoll, weil die Einschnitte uneinheitlich sind, vielfach gekammert durch Stufen, häufig genug verriegelt durch enge Schluchten, keine der anderen gleich, entstanden aus urzeitlichen Felsstürzen oder durch die jahrhundertelange nagende Kraft der Wildwasser, die auch heute noch – wie die unberechenbar-fürchterlichen Lawinen – das Kleinrelief des Alpenlandes immer wieder verändern. Zwar sichern Wald- und Bergföhren mit Fichten die unsicheren Hänge, während Lärchen und Arven den Kampf gegen Schnee und Kälte führen. In der zentralsten aller Alpenlandschaften herrscht kontinentales Klima; hier findet sich mit Bever der Ort mit der tiefsten Durchschnitts-Jahrestemperatur, aber mit Avers-Juf auch der höchste ganzjährig bewohnte Ort Europas. Zugleich ist das Unterengadin das weiträumigste Trockengebiet der Schweiz. Am Rhein herrschen ozeanisch gefärbte Klimaverhältnisse; der feuchte, kühle Bergwind wandelt sich in der Tiefe zum trocknen, warmen Föhn, der mediterrane Flora begünstigt, aus der die Rebe hervorragt. Wo der Osten ins Gebirge reicht, wird seine Herbheit spürbar, während der Süden in den Valli jene sonderbare Mischwelt von alpin gemildertem Mediterranem und mediterran gemässigtem Alpinem zeugt. Der Norden mit seiner Strenge, der Süden mit seiner Milde, der Osten mit seiner Ruhe und der Westen mit seiner Lebhaftigkeit verbinden sich zu einem landschaftlichen Kleinod, das zwar keine Bodenschätze in sich birgt, aber mit Wäldern, Wiesen, Weiden und Alpen die Grundlage für Viehzucht und Milchwirtschaft schafft, während sich der Ackerbau mit bescheidenem Raum begnügen muss, begleitet von Obst, Gemüse und Wein. Der karge Boden zwang seit eh und je zu Wandel und Handel, erleichtert durch die zahlreichen, leichter als anderwärts begehbaren Übergänge. Heilende Wasser

fliessen aus der Tiefe und bringen kranken Menschen Gesundheit; die Entdeckung der alpinen Naturschönheiten leitete den Aufschwung des Fremdenverkehrs ein.

Graue Vorzeit

Das Land im Gebirge mit sanft ansteigenden Hochtälern und deshalb leichteren Übergängen, öffnete – trotz Kargheit und Wildnis – sich schon in grauer Vorzeit dem Menschen, der auf diesen naturgegebenen Leitlinien bereits um 2000 vor Christi Geburt in die innersten Täler Rätiens eingedrungen ist. Mannigfache Funde bezeugen stein- und bronzezeitliche Siedlungen auf sicheren Anhöhen; Werkzeuge und Schmuckstücke dokumentieren Einflüsse aus Norden und Süden. Immer neue Funde lassen die bereits ausgreifende Landnahme erkennen, auf der Kultus und Kunst aufbauten, wie etwa die prachtvolle Scheibennadel von Mutta/Fellers oder die Opfergaben bei der von ausgehöhlten Lärchenstämmen gebildeten Quellfassung der St. Mauritiusquelle in St. Moritz bezeugen. In der von ca. 1800 bis 800 vor Christo anzusetzenden Bronzezeit gründet das alträtische Heidentum mit seinem Wasser-, Feuer-, Stein-, Tier-, Feld- und Baumkultus; im Kern mancher, in christliche Formen und Deutungen eingekleideter Sagen, Märchen und Bräuche – vom St. Margaretha-Lied bis zum Scheibenschlagen – hat sich urgeschichtliche Kultur erhalten. Die kultischen Relikte geben der Auffassung Auftrieb, dass die in der La Tène-Zeit (500 – Christi Geburt) im Gebiet zwischen Alpenrhein und Etsch lebenden Bauern, Jäger und Händler eine Kultgemeinschaft bildeten, die in Zusammenhang mit der in Este verehrten, in Inschriften überlieferten Göttin «Reitia» zu bringen ist, sei es, dass sich die Wallfahrer aus dem Gebirge selbst mit einem dem lateinischen «raeti» entsprechenden Ausdruck kennzeichneten, sei es, dass mit dieser Bezeichnung die voralpine, römische Bevölkerung belegt wurde. Jedenfalls lässt sich der Begriff «Räter» weder aus einer ethnischen noch aus einer politischen Gemeinschaft und auch nicht aus einem geographischen Namen ableiten; er ist nur eine Sammelbezeichnung für verschiedene Stämme, die auf dem «Tropaeum Alpium» bei La Turbie – errichtet im Jahre 7 oder 6 vor Christus – verzeichnet sind, nachdem sie von den Römern unterworfen worden waren. Das

Kerngebiet der Räter umfasste die Südalpentäler zwischen Piave und Comersee, einschliesslich Veltlin und Vintschgau, von wo sich Ausläufer über Ofenberg und Flüela ins bündnerische und st. gallische Rheintal erstreckten.

Am Rhein vermengen sich rätische und keltische Einwohner; das Val Lumnezia erhielt seinen Namen von den keltischen Lepontiern und keltische Bezeichnungen sind Magia-Maienfeld, Chur, Prättigau, Dardin oder Breil/Brigels, während etwa Peist, Vrin, Andiast oder Trun ostalpin-rätischen Ursprungs sind. Die rätische Sprache gilt heute als nicht-indogermanische Sprache aus demselben «mediterranen» Sprachsubstrat, dem auch das Etruskische zugerechnet wird; zur Zeit Hadrians zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christus wurde sie von den rätischen Reitern des römischen Heeres gesprochen. Die römischen Schriftsteller erzählen von räuberischen Streifzügen der Rätier, die in ihrem Gebiet wehrhafte Burgen erstellt haben sollen, von Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Käse und Honig sowie einem besonderen zweirädrigen Pflug.

Im Bannkreis des Römerreiches

Die Hervorhebung der Grausamkeit der Rätier diente wohl der Rechtfertigung der Unterwerfung der Rätier unter Kaiser Augustus, dessen Stiefsöhne Drusus und Tiberius im Jahre 15 vor Christus mit einer geschickten Umkreisungsbewegung das Bergland dem römischen Weltreich eingliederten, in dessen politisch-kulturellem Kraftfeld es nun während eines halben Jahrtausends verblieb. Das riesige Gebiet gliederte sich in die «Raetia secunda» mit «Augusta vindelicum» (Augsburg) und in die «Raetia prima» mit «Curia Raetorum» (Chur) als administrative, militärische und kulturelle Zentren. Die Stadt am Rhein, eine bis in die Jungsteinzeit zurückreichende Siedlung, gewann durch ihre beherrschende Lage am Eingang in die Alpentäler im selben Mass an Bedeutung wie die Pässe St. Bernhardin, Splügen, Septimer und Julier ausgebaut wurden; im Castrum manifestierte sich die politisch-militärische Präsenz der Römer. Langsam drang auch römisches Kulturgut in die rätischen Täler, sich mit dem heimischen Kulturerbe vereinigend und neue, eigenständige Formen bildend. Diese Kraft, Eigenes zu erhalten, die Fähigkeit, Fremdes zu übernehmen,

und die Gabe, beides zu charakteristischen Gestaltungen auszuprägen werden in der Kunst durch die Klosterkirche mit ungeteiltem saalartigem Schiff und drei Apsiden – so in Mistail, Münster und Disentis – sichtbar, in der Rechts- und Staatsauffassung in der «Lex Romana Curiensis» fassbar und vor allem in der Sprache im klangvollen Rätoromanischen hörbar, das vom klassischen Latein ebenso verschieden ist wie vom italischen Vulgärlatein.

Kirchenstaat im Gebirge

Die vielfache Ausrichtung nach Süden liess schliesslich, als das römische Reich bereits dem Zerfall entgegen ging, das Christentum in Rätien Fuss fassen; im Jahr 451 ist mit Bischof Asinio der erste Churer Oberhirte belegt, der – wie seine Nachfolger bis zum Jahre 843 – zum Erzbistum Mailand gehört. Mit dem Christentum, das in Rätien auch durch Glaubensapostel, Missionare und Pilger aus dem Norden verbreitet wird, öffnete sich das Alpenland auch nordischen Einflüssen, zumal sich durch die aufstrebenden Frankenkönige das politische Machtzentrum von Süden nach Norden verlagert hatte. Geborgen im Gebirge verfestigte sich das Bistum zu einem Kirchenstaat, in dem das Geschlecht der Viktoriden zwischen 600 und 765 mit dem Amt des Bischofs und des Präses die höchste weltliche und geistliche Macht in sich vereinigte. Erst Kaiser Karl der Grosse trennt um 806 die bischöfliche und gräfliche Macht und teilt Rätien in die beiden Grafschaften Oberrätien und Unterrätien; im Jahr 843 wird das Bistum Chur dem Erzbistum Mainz eingegliedert. Trotz dieser Schwächung bleibt jedoch der Churer Bischof die dominierende Gestalt an den wichtigen Alpenübergängen, weshalb die ottonischen Kaiser nach der Gründung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation das Bistum durch zahlreiche Schenkungen günstig stimmen; es erhält Kirchen, Güter, Zehnten, Fiskaleinnahmen, Königshöfe in Zizers und Chur, Regalien, Rechte, Nutzungsbefugnisse, Besitzungen im Oberengadin und Bergell, so dass die Wege über Julier und Septimer ausschliesslich durch bischöfliches Gebiet führen. Den Kampf zwischen Kaiser und Papst wussten die Churer Bischöfe zur Stärkung ihrer Stellung auszunützen, ungeachtet des Aufkommens der Adelsgeschlechter vom Ende des

11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts; die Herren von Tarasp, Aspermont, Vaz, Haldenstein, Belmont, Rhäzüns, Juvalt, Sax-Misox, Neuburg und Frauenberg in ihren Burgen und Wehrtürmen, verstrickt in unablässige Fehden, vermochten die gutteils auf Transit und Zoll abgestützte Erstarkung des bischöflichen Feudalstaates kaum zu hindern. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts – auf dem Gipfel der Macht – erstrecken sich seine Territorialrechte über Chur, den Mehrteil des Domleschg, das Schams, das Rheinwald, das Oberhalbstein, das Oberengadin, das Bergell, das Münstertal, das Puschlav und den Vintschgau, womit alle Alpenübergänge Rätiens – abgesehen von Lukmanier und Oberalp als Einflussbereiche des Disentiser Klosterstaates – der Kontrolle des Bistums unterstellt waren.

Inzwischen waren – mitten im Herrschaftsgebiet des Bischofs von Chur – die Freiherren von Vaz zu bedeutender Macht emporgestiegen; zu den Gütern um ihre Residenz Belfort kamen im 13. Jahrhundert Rechte im Prättigau und die Landschaft Davos, sodann als bischöfliche Lehen die Grafschaft Schams mit Rheinwald, die Herrschaften Bärenburg, Ortenstein und Löwenberg sowie die Talschaften Safien und Schanfigg, ferner durch klugen Zugriff auch die Herrschaft Heinzenberg. Der durch Fehden aufgebaute vazische Feudalstaat bedurfte kriegstüchtiger Männer, die im eigenen Herrschaftsbereich zu wenig zahlreich waren, weshalb die Freiherren von Vaz – zusammen mit den Herren von Sax-Misox – aus dem Oberwallis widerstandsfähige, kriegstüchtige Söldner ins Quellgebiet des Hinterrheins holten, die eine neue Siedlungsbewegung in den von den Romanen vernachlässigten «wilden höhinen» einleiteten. Die deutschsprechenden, kinderfreudigen Walser erweiterten die Kulturfläche Churrätiens durch Streusiedlungen mit Viehzucht und Alpwirtschaft in den hochgelegenen Gebieten von Davos, Safien, Tschappina, Tenna, Avers, Vals, Langwies, Arosa, Peist, Klosters, Valzeina, St. Antönien, Fanas, Seewis und Stürvis; bereits früher hatten sich Walser in Tschamutt, Medels, Obersaxen, Valendas und Versam niedergelassen. Mit Sprache, Brauchtum, Wirtschaft und Rechtsstellung – das «Walserrecht» umfasste persönliche Freiheit, freie Erbleihe und Gemeindeautonomie – kontrastierten die Walser zu den Romanen; zum einen förderten sie den Selbstbestimmungswillen der unfreien Bevölkerung, zum andern

beschleunigten sie die Germanisierung von oben, der im 16. Jahrhundert im Zuge der Reformation die Verdeutschung von unten folgte, bis die Entstehung von romanischen Schriftsprachen die Sprachentwicklung stabilisierte.

Vom Feudalismus zur Demokratie

Die Einwanderung und die Ausbreitung der freien Walser förderte die Bestrebungen der demokratischen Kräfte zur Beseitigung der Feudalherrschaft, die sich im abgelegenen, ärmlichen Gebirgsland ohnehin nie voll entfalten konnte. Eine mit mancherlei Rechten ausgestattete Bauernbevölkerung, selbständige Marktgenossenschaften zur Nutzung und Verwaltung genossenschaftlichen Landes und die aus kleinen Grund- und Gerichtsherrschaften hervorgegangenen Gerichtsgemeinden erkämpften sich Schritt um Schritt ihre Freiheiten, im Bewusstsein eigener Kraft und Bedeutung. Die Erschlaffung der kaiserlichen Gewalt, die Schwächung des Bistums, die verheerenden Fehden der Feudalherren und die Zugriffigkeit des aufstrebenden Hauses Habsburg, aber auch der entschiedene Wille zur Eigenständigkeit bildeten die Voraussetzungen für die drei bündischen Zusammenschlüsse, die hinfort diesem alpinen Raum die politische Entwicklung prägen sollten. Im Herrschaftsbereich des Churer Bistums entstand 1367 der Gotteshausbund mit der aufstrebenden Stadt als Schwerpunkt, in den Vorder- und Hinterrheintälern unter Führung des Abtes von Disentis 1424 der Obere oder Graue Bund und aus den zehn Gerichtsgemeinden Klosters, Castels, Schiers, Malans–Jenins, Maienfeld–Fläsch, Belfort, Churwalden, Ausserschanfigg und Langwies, der Erbmasse des letzten Grafen von Toggenburg, 1436 der Zehngerichtenbund; durch Zwischen- und Teilbündnisse entwickelte sich im Laufe des 15. Jahrhunderts eine indirekte Bundesgemeinschaft. Erst im Jahre 1524 gaben sich die Drei Bünde mit den Ilanzer Artikeln die bis zur Auflösung geltende Verfassung, welche die aussenpolitischen Befugnisse dem Gesamtstaat übertrug, den Landrichter des Oberen Bundes, den Bundspräsidenten des Gotteshausbundes und den Bundslandammann des Zehngerichtenbundes – die Bundeshäupter – als geschäftsführende Behörde einsetzte und die 63 Boten der 48 Gerichtsgemeinden, die wech-

selweise in Chur, Davos und Ilanz zum Bundstag zusammentraten, als oberste gesamtstaatliche Instanz installierte. Alle Beschlüsse dieses «Parlaments» unterlagen dem Referendum: Bundestag oder Bundeshäupter befragten die Gerichtsgemeinden – und somit alle dort sesshaften Bürger – um ihre Meinung, die in beliebiger Form geäussert werden konnte, so dass das Referendum auch das Initiativrecht einschloss. Die einwandfreie Feststellung des Ergebnisses, die Klassifikation der «Mehren», bereitete bei dieser Form der Volksanfrage immer wieder Schwierigkeiten.

Diese Grundlegung des staatlichen Gebildes, das um 1500 durch das Fehlen abstrakter Staatsideen, wirklicher staatlicher Macht und bewusster Organisation in die Tiefe und Breite sowie durch die Verkörperung des Staates durch Einzelpersönlichkeiten gekennzeichnet ist und deshalb kein «Kunstwerk» wie der Nachbar im Süden, das Herzogtum Mailand, darstellte, wurde möglich, nachdem das rätische Kriegertum durch seine ungebärdige Kraft den Lebensraum abgesteckt hatte: Der Kampf mit Mailand – die sogenannten Wormserzüge von 1486/87 – tastet die Südflanke ab; der Schwabenkrieg von 1499 sichert Bünden gegen Österreich und zeichnet für die Kampfgemeinschaft des Gotteshausbundes und des Grauen Bundes mit der Eidgenossenschaft verantwortlich, das aus dem – nur kriegerischen – Sieg gewonnene Selbstgefühl und Kraftbewusstsein folgert 1512 die Durchsetzung eines alten Rechtsanspruchs und die tatsächliche Behauptung der für die bündnerische Geschichte so bestimmenden Untertanengebiete von Veltlin, Bormio und Chiavenna sowie der Tre Pievi, nachdem bereits 1509 die beiden Gerichte Maienfeld und Malans als «Herrschaft» erworben worden waren. Schliesslich setzt das Ringen mit dem Tyrannen von Musso am Comersee in den Jahren 1525/26 und 1531/32 den Schlusspunkt unter die äussere Entwicklung; die Müsserkriege bilden das Ende des territorialen Ausbaues des Dreibündestaates. Kriegerische Macht und wirtschaftliche Kraft – die Eröffnung des Gotthardpasses im 13. Jahrhundert hatte die Bündner zur Fahrbarmachung des Septimers und zum Ausbau des Viamalaweges an der Splügenstrasse angespornt – liessen «Gmeine Dry Pündt» in den Rang einer europäischen Macht aufsteigen, in der innere Gestaltungskräfte mit äusseren Einflüssen abwechselten.

Innere Formung

Die staatliche Einigung und die verstärkten Beziehungen zum Süden und Norden befruchteten das kulturell-künstlerische Leben; die Gemälde des «Waltensburger Meisters», die Kirchen Stefan Kleins und die Altäre Ivo Strigels und Jakob Russ' zeugen davon. Wie die Spätgotik, so drang auch die Reformation aus dem Norden in Bünden ein, vom Zürcher Reformator Ulrich Zwingli entschieden gefördert. Die neue Lehre verband sich mit der gegen die bischöfliche Herrschaft gerichteten Bauernbewegung, die mit den Ilanzer Artikeln von 1526 staats-, kirchen- und privatrechtliche Verhältnisse zugunsten der freiheitsdurstigen Bauern regelte; der nun aufbrechende Gegensatz zwischen den Reformierten im Engadin, im Rheintal, im Prättigau, im Schanfigg, im Domleschg, im Rheinwald, im Avers, im Schams und auf Davos und den Katholischen in den Valli, in Mittelbünden, im Oberland und seinen Seitentälern sollte sich jahrhundertelang auch auf das politische und kulturelle Leben auswirken. Die Reformation erhob das Rätoromanische zur Predigt-, Bühnen- und Schriftsprache; Giachen Bifrun, der Engadiner Rechtsgelehrte, übersetzte das Neue Testament und gab es 1560 im Druck heraus, der Ilanzer Prädikant Stephan Gabriel veröffentlichte 1611 einen vielverwendeten Katechismus in Surselvisch, dem rätoromanischen Dialekt des Vorderrheintals, und vier Jahre später erschien ein Katechismus in der katholischen Abart des Oberländerromanischen, so dass innert weniger Jahrzehnte mehrere lebenskräftige romanische Schriftsprachen von sprachlicher Eigenart Bündens zeugten.

Spielball der Grossmächte

Mit dem konfessionellen Zwiespalt verband sich die politische Parteiung, die sich aus der beherrschenden Stellung Bündens ergab, das wie ein Querriegel zwischen den oberitalienischen Ländereien Habsburgs und Spaniens lag und deshalb für die Gegenpartei Frankreich und Venedig von höchster Wichtigkeit wurde. Mit klingender Münze und klangreichen Titeln gewannen sich die Grossmächte Persönlich-

keiten und Volk; Frankreichs und Venedigs Interessen verfochten die Salis und die evangelischen Landesteile, Österreich und Spanien sicherten sich die Hilfe der – zwar mehrteils reformierten – Plantas und der katholischen Gebiete. Die Pensionen, die Ämter und der Solddienst gereichten den führenden Familien zu Ansehen und Reichtum, führten aber in der engen Bindung zu ausländischen Mächten zu den «Bündner Wirren», die den rätischen Staat in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges an den Rand des Abgrundes brachten. Die venezianisch-französische Partei kämpfte mit Fähnlilupf und Strafgericht gegen die Führer der habsburgisch-spanischen Faktion, die sich im Jahre 1620 mit dem «Veltliner Mord», dem 600 «Ketzer» zum Opfer fielen, rächte; das Untertanenland im Süden machte sich frei, so dass Venedig und Frankreich zum Eingreifen veranlasst wurden, nachdem die österreichisch-spanische Invasion von 1621/22 das Land unter die Gewalt der habsburgischen Mächte gebracht hatte und der Prättigauer Aufstand ohne Erfolg geblieben war. Unter Marschall de Coeuvres befreiten französische Truppen und bündnerische Hilfskräfte in den Jahren 1623/25 Bünden und das Veltlin, doch drangen die Kaiserlichen 1629/31 neuerdings ins Bergland, aus dem sie 1635 durch den grossartig-klugen Gebirgsfeldzug Herzog Rohans, den hochverehrten französischen Feldherrn calvinistischen Glaubens, vertrieben wurden. Als Frankreichs böses Spiel offenbar wurde, erstand Bünden in der grossartig-grausamen Gestalt von Jörg Jenatsch, dem einstigen evangelischen Prädikanten und französischen Parteigänger, die rettende Persönlichkeit, die unter Opferung ihrer Überzeugung sich dem katholischen Glauben und den habsburgisch-spanischen Mächten zuwandte und durch ränkevolles Spiel der Heimat die Befreiung von fremdem Joch brachte; die Befreiung Bündens und die Rückgabe der Untertanenlande im Süden bezahlte der bis zur Gegenwart umstrittene Politiker mit einem ruhmlosen Ende: Durch die Rache der Familie von Planta, deren Oberhaupt Pompejus von Planta er 1621 eigenhändig auf Schloss Rietberg erschlagen hatte, starb er 1639 von Mörderhand im Churer Fastnachtstreiben. Das Mailänder Kapitulat und der Ewige Friede mit Spanien 1639 schränkte die bündnerische Herrschaft über die Untertanenlande ein und machten den Freistaat zum Bündnispartner Mailands; mit Österreich einigte er sich 1641 und in den Jah-

ren 1649 bis 1652 kauften die Grisonen die Acht Gerichte und das Unterengadin vom nordöstlichen Nachbarn aus.

Ruhigere Zeiten brachen an; Chronisten – Hans Ardüser, Bartholomäus Anhorn, Johannes Guler, Fortunat Sprecher von Bernegg, Fortunat Juvalta und Ulysses von Salis-Marschlins sowie Jakob Anton Vulpius – zeichneten die politisch-militärischen Geschehnisse nach, die politische Dichtung brach auf, Landkarten und Zeichnungen veranschaulichten den Schauplatz der Ereignisse, Schulen bildeten das Volk und der Pietismus beeinflusste das reformiert-kirchliche Leben. Der Streit der Parteien und Konfessionen liess die staatliche Organisation zerfallen; die Geschlechterherrschaft überwucherte den rätischen Freistaat. Die Salis, Planta, Sprecher, Tscharner, Travers, Buol, Juvalta, Enderlin, Jecklin, Castelberg und Maissen sicherten sich die politischen Ämter, die auch mit wirtschaftlichen Erträgnissen verbunden waren. Ihre ökonomische Vormacht – getragen von der Kontrolle des Transitverkehrs und des Solddienstes – ging mit überlegener Kultur einher; die prächtigen Patrizierhäuser und Schlösser in zahlreichen Bündner Dörfern dokumentieren ihren Reichtum, die Lehranstalten in Haldenstein, Marschlins, Jenins und Reichenau belegen ihre erzieherischen Bestrebungen, die Zeitschrift «Der Sammler» lässt ihre wirtschaftlichen Erneuerungsbemühungen sichtbar werden und das künstlerische Schaffen findet in den prunkvollen Barockkirchen – von den Misoxer Baumeistern, Malern und Stukkatoren nach Süddeutschland getragen – augenfälligen Ausdruck.

Vom Freistaat zum Kanton

Die morsche Alpenrepublik, in welcher der Eigennutz über das Gemeinwohl gestellt wurde, brach denn auch im Sturm der französischen Revolution wie ein Kartenhaus zusammen, nachdem der Versuch der Standesversammlung von 1794 zur Wiederherstellung der Demokratie gescheitert, das Veltlin abgefallen und der Anschluss an Helvetien missglückt war. Bünden wurde wiederum zum Kriegsschauplatz, auf dem die österreichisch-aristokratische Mächtegruppe mit der französisch-patriotischen Partei rang, bis 1801 der Kanton Rätien als 16. Stand Helvetiens auferstand; der Freistaat wurde durch Napo-

leons Verfassung von Malmaison mit der Eidgenossenschaft vereinigt; die Mediation von 1803 besiegelte diese Bindung an die Schweiz. Der «Freystaat Loblicher Gmeiner Drey Bünde» wurde ein schweizerischer Stand, dessen innerstaatliche Entwicklung in den nachfolgenden Jahrzehnten – trotz des endgültigen Verlustes des Veltlins – beachtliche Fortschritte machte. Zwar blieb Graubünden nach der Verfassung von 1814 bis zur Umwandlung in den einheitlichen Kanton im Jahre 1854 das alte, aus den Drei Bünden und 48 Gerichtsgemeinden zusammengesetzte, föderalistische Staatswesen, aber die Standeskommission als wirkliche Regierung des Landes gewann an Kraft und Befugnis und der Grosse Rat wandelte sich zur Vorberatungs- und Kontrollinstanz, das Verhältnis zwischen Kirche und Staat wurde zweckmässiger geregelt, die Bildung erfuhr angemessene Förderung durch die Gründung einer evangelischen und einer katholischen Kantonsschule, die im Jahre 1850 vereinigt wurden, aber auch durch die Organisierung der Volksschule sowie durch private Mittelschulen in Fetan und Schiers, die Armen- und Waisenpflege erfreute sich wachsender Aufmerksamkeit und Geschichtswissenschaft und Naturforschung erhielten neue Impulse.

Die wirtschaftliche Grundlage dieser Bemühungen um die Wohlfahrt bildeten nicht nur die Landwirtschaft und das Handwerk, sondern vor allem der Transitverkehr, der durch den Ausbau der Strassen über den Bernhardin, den Splügen und den Julier belebt wurde, bis ihm das Eisenbahnzeitalter mit dem Gotthard-Tunnel – eröffnet unter dem Bündner Bundespräsidenten Simon Bavier – den ertragreichen Boden entzog. Zwar bemühte sich Bünden, mit verschiedenen Alpenbahn-Projekten zum Zuge zu kommen, doch der Bundesstaat entschied unter Führung der schweizerischen Wirtschaftsmächte und der ausländischen Interessen gegen die Idee der Ostalpenbahn, die bis zur Gegenwart eine Fata Morgana geblieben ist.

Auf dem Weg zur staatlichen Einheit

Trotz der wirtschaftlichen Schwächung fand der Kanton zwischen 1848 und 1854 die Kraft, den alten Föderativverband in einen Einheitsstaat umzuformen. Die Verfassung von 1854 verlagerte die Souveräni-

tät von der Gesamtheit der Gerichtsgemeinden auf das Volk und an die Stelle der Bünde, Hochgerichte und Gerichtsgemeinden traten 14 Bezirke, 39 Kreise und 227 Gemeinden, während die Kreis- und Bezirksgerichte sowie das Kantonsgericht die Zivil- und Strafrechtspflege übernahmen. Der Grosse Rat wurde zur Vertretung des Volkes. Die althergebrachte Gerichtsgemeindeherrlichkeit machte der Autonomie der politischen Gemeinde – der einstigen Nachbarschaft gleichzusetzen – Platz; aller zentralistischen Bestrebungen zum Trotz vermochte sie sich bis ins 20. Jahrhundert ihre ausschlaggebende Stellung zu bewahren. Den schrittweisen Ausbau im politischen und kulturellen Bereich, der sich im engen Kontext mit den allgemeingeschichtlichen Geschehnissen vollzogen hat, markieren die Verfassungsrevisionen von 1880 und 1894, die nicht nur die Volksrechte erweiterten, sondern auch mit dem fünfgliedrigen Kleinen Rat eine auf dem Departementalsystem aufgebaute Regierung mit Verwaltungskompetenzen schufen. Der Kanton trat an die Lösung zahlreicher Wohlfahrts-Aufgaben heran: Förderung der Bildung, Verbesserung des Gesundheitswesens, Sorge um das Verkehrswesen, Beaufsichtigung des Finanz-, Polizei-, Forst- und Armenwesens, Hilfe für Landwirtschaft, Handel und Gewerbe sowie die Einrichtung kantonaler Anstalten.

Problemreiche Gegenwart

Die Bestrebungen um die Hebung der materiellen Wohlfahrt des Kantons kreisten immer wieder um den von Geographie und Topographie begünstigten Verkehr; in der Bahnfrage sah man das Schicksal Bündens. Enttäuschung und Entmutigung erfassten Volk und Regierung, doch mutig vorwärtsblickende Persönlichkeiten planten Lösungen, die zwischen 1888 und 1914 zum Bau der Rhätischen Bahn führten, des längsten Schmalspurnetzes Europas, das den Kanton – zusammen mit den Verbindungsstrassen – erschloss und zu Recht «als eine der glänzendsten Erscheinungen auf dem Gebiete unserer neuzeitigen Demokratie, als ein Ruhmesblatt in der Geschichte Graubündens» belobigt wird. Das Bahnnetz wurde aus eigener Kraft erstellt; erst in den letzten Jahrzehnten half der Bund bei Betrieb und Unter-

halt mit, wie er auch den Ausbau des Strassennetzes unterstützt, das mit dem im Jahre 1967 in Betrieb genommenen Bernhardin-Tunnel an die Transit-Tradition anknüpft. Schiene und Strasse schufen auch die Grundlage für den – allerdings durch die beiden Weltkriege unterbrochenen – Aufschwung des Fremdenverkehrs, der neben der Landwirtschaft zur tragenden Säule der bündnerischen Volkswirtschaft des 20. Jahrhunderts geworden ist. Die Heilkraft der zahlreichen Bäder zog seit Jahrhunderten kranke Menschen an, doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam die Erkenntnis gesundheitsfördernder Wirkung des Höhenklimas dazu, dann die Natursehnsucht des in städtischen Mauernschluchten gefangenen Städters und schliesslich das Bedürfnis nach sportlicher Betätigung im erholsamen Bergsommer oder im sonnenüberglänzten Hochgebirgswinter. Graubünden wurde zum Ferienparadies, das Dichter und Denker, Könige und Kaiser, Maler und Bildhauer, Wissenschafter und Wanderer, Alpinisten und Ärzte, Politiker und Publizisten anzog und anzieht.

Neben dem Fremdenverkehr erhebt sich die Säule der Industrie, die im Churer Rheintal, im Domleschg, im Oberland, im Prättigau und im Misox die Existenzbasis erweitert. Die Nutzung der bündnerischen Wasserkräfte nach dem Zweiten Weltkrieg führt den kargen Bergtälern Arbeit und Verdienst zu, auch wenn sich mit Stauseen und Staumauern das Antlitz Bündens nicht durchwegs vorteilhaft verändert hat.

Wirtschaftliche Probleme – von der Erhaltung der Erholungslandschaft bis zur Erweiterung der Erwerbsmöglichkeiten – verknüpfen sich in der Gegenwart mit politischen Fragen, aber auch mit kulturellen Aufgaben. Die tiefgreifenden Wandlungen in allen Bereichen der bündnerischen Gesellschaft zwingen zur Anpassung, ohne die tragende Tradition preiszugeben. Der Vergangenheit verpflichtet, aber auch der Gegenwart gewahr, sucht Graubünden seinen Weg in die Zukunft.